

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Naturgeschichte und Technologie**

für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften; zur  
allgemeinen Schul-Encyclopädie gehörig

Geschichte des Menschen - ein Anhang zu Funk'[!]s Naturgeschichte und  
Technologie; zur allgemeinen Schul-encykopädie gehörig

**Funke, Carl Philipp**

**Braunschweig, 1799**

[Der Mensch im gesellschaftlichen Zustande]

[urn:nbn:de:bsz:31-264139](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-264139)

---

## Zweiter Abschnitt.

---

### Der Mensch im gesellschaftlichen Zustande.

---

Einsam und ohne Umgang mit andern seines Geschlechts erreicht der Mensch seine Bestimmung gar nicht. Er bleibt ein Thier in Menschengestalt, ohne Sprache und ohne Entwicklung der Vernunft. Die Natur gab ihm daher einen Trieb zur Geselligkeit, welcher ihn reizt, sich seines Gleichen zu nähern und mit ihnen zusammen zu leben. Dieser Trieb entspringt zunächst aus dem Begattungs-instinkt und aus dem Bedürfniß, Vorstellungen zu empfangen und mitzutheilen. Deshalb ist auch die Ehe die erste gesellschaftliche Verbindung und man findet sie noch heutiges Tages selbst unter den Völkern, welche keine andre Bande der Gesellschaft kennen. Freilich wird im Anfange unter so rohen Naturmenschen die Ehe keine Vereinigung aus Liebe und nicht unzertrennlich noch einfach seyn; aber sie ist doch der Keim, aus welchem allmählig die Blume der Menschheit, das zarte Gefühl der Sittlichkeit, hervorsproßt. Liebe des Gatten zum Gatten, zärtliche Zuneigung beider zu ihren Kindern, Anhänglichkeit und Ehrerbietung der Kinder gegen die Eltern; dies sind die Früchte, welche der veredelte Geschlechtstrieb erzeugt.

In der Ehe vervielfältigen sich die Bedürfnisse mit dem Anwachs der Familie und der Mann, der als Einzelner seinen Unterhalt sich ohne sonderliche Mühe erwarb, muß, als Hausvater seinen Fleiß verdoppeln. Ein neuer Anlaß zur Veredlung der Menschennatur! Die Kräfte werden durch die größere Anstrengung immer mehr geübt und entwickelt, und die ihm vorher unbekanntenen süßen Empfindungen der theilnehmenden Freude an dem Wohlseyn seiner Lieben geweckt. Jedoch ist die leichtere, oder schwerere Erwerbung der Befriedigungsmittel der Bedürfnisse der allerwichtigste Zustand in Hinsicht auf die Vervollkommnung des Menschen. Nur bei einem gewissen Grade des körperlichen Wohlseyns regt sich im Menschen der Trieb zur Erkenntniß des Schönen, des Guten und des Wahren. Wenn also jene Erwerbung leicht ist, werden auch die geistigen Kräfte leicht gebildet und vervollkommenet, und so im Gegentheil.

Zwei Stücke erleichtern, oder erschweren die Erhaltung des Lebens: die Beschaffenheit des Klima und der gesellschaftlichen Verbindung, welche die Menschen unter sich errichtet haben.

Unter einem milden Klima, wo der Boden von selbst eßbare Früchte im Ueberfluß hervorbringt, wo die Wälder Wild, und die Flüsse und Seen Fische genug darbieten, da kann einer mäßigen Anzahl Bewohner der Unterhalt nicht schwer fallen und da wird auch die Kultur des Geistes früh anfangen. Die Geschichte des Menschengeschlechts erhebt diese Vermuthung zur Gewisheit.

So lange der Mensch die Mittel zu seiner Erhaltung von der Natur selbst bekommt und sie nur hinnehmen und genießen darf, so lange lebt er, wie ein Kind im Hause  
der

der Eltern, sorglos und unschuldig. Genuß, Spiel (oder freiwillige Thätigkeit zum Vergnügen) und Ruhe wechseln beständig mit einander ab. Arbeit, d. i. Anstrengung der Kräfte zur Erreichung eines nützlichen Zwecks, scheuet er. Genuß und das damit verbundene Wohlseyn ist das Ziel seiner Wünsche. Mit je weniger Aufwand von Kräften und je geschwinder er dies Ziel erreichen kann, desto glücklicher fühlt er sich. Darum ist ihm die Arbeit zuwider, weil die Kräfte dabei in unfreiwillige Thätigkeit gesetzt werden müssen, und der Genuß, als das Ziel dieser Thätigkeit, in einiger Entfernung von ihm liegt. In diesem Betrachte scheinen nun diejenigen die Glücklichsten zu seyn, welche von den Früchten der Erde, die sie von selbst liefert, leben können; denn diese lassen sich am leichtesten nehmen und ohne mühsame Zubereitung genießen. Nächste dem ist die Jagd und der Fischfang — bei großem Reichthum der Natur an Produkten dieser Art — das am wenigsten beschwerliche Geschäft.

Wenn Glückseligkeit allein die Bestimmung des Menschen wäre, so würde der gütige Urheber der Natur gewiß dafür gesorgt haben, daß alle Menschen zu allen Zeiten, so lange und so weit die Erde bewohnbar ist, ein so harmloses glückliches Leben hätten führen können. Allein Glückseligkeit ist, wie wir wissen, nur das Bestrebungsziel des Menschen, welches ihn zu seiner Bestimmung, der Ausbildung und Vereblung seiner Kräfte, unvermerkt hinführt. Deshalb wird ihm die Glückseligkeit nur zu kosten, nicht zu genießen gegeben, und wenn er glaubt, in ruhigem Besitze derselben zu seyn, entschlüpft sie ihm wieder, um ihn aus seinem trägen Schlummer aufzuwecken und zu neuer Thätigkeit zu spornen.

Versezen wir uns in Gedanken in ein paradiesisches Land, wo das erste Menschenpaar ohne Mühe seinen Unterhalt gewinnt! Dies glückliche Leben wird auch den nächsten Nachkommen zu Theil, und dauert so lange, bis ihre Zahl so angewachsen ist, daß der Vorrath an Naturprodukten nicht mehr zu ihrer Ernährung hinreicht. Nun sind sie genöthigt, die Gewächse, wovon sie sich erhielten, durch Anpflanzung zu vermehren und die nutzbarsten Thiere zu zähmen und zu versorgen, d. i. es entsteht Ackerbau und Viehzucht — die ersten und ältesten Gewerbe — und mit denselben entwickelt sich zugleich der Begriff von Eigenthum. Die Gewächse, die man selbst geäuget, die Herde, die man selbst gezogen hatte, war Eigenthum, dem Andern unantastbares Gut. Bei noch stärkerer Bevölkerung und damit zunehmendem Mangel an Unterhalt drängten sich die Familien einander; die schwächern wichen gutwillig oder gezwungen, und zogen in andre Gegenden. Auf diese Weise wurden allmählig auch entfernte unfreundliche Länder besetzt, deren Bewohner nach Jahrhunderten durch die Härte des Klima in Barbarei zurücksanken, aber an Leibesstärke und Muth zunahmen, und daher oftmals wiederum eine fruchtbare Gegend mit Gewalt in Besiz nehmen konnten.

Eben so viel Einfluß, wie das Klima, — und wol noch mehr — hat die gesellschaftliche Verbindung der Menschen auf die leichtere oder schwerere Erwerbung der Bedürfnisse, und mithin auch auf den höhern oder niedern Grad ihrer Kultur. Die Errichtung solcher Gesellschaften hatte anfänglich nur Sicherheit des Lebens und des Eigenthums zur Absicht. Anfälle wilder Thiere trieb man gemeinschaftlich ab, zuerst vielleicht gleichsam aus Instinkt, ohne eine besondre Verabrdung darüber genommen zu haben. Gefährlicher aber waren dem Menschen die Anriffe von seines Gleichen, wo er nicht nur wider thierische Gewalt, son-

sondern auch wider menschliche List zu kämpfen hatte. Diese machten ein engeres Band der Vereinigung nothwendig, indem man sich gegenseitig Hülfe und Beistand zusicherte. So entstanden unter den Familien, welche nahe genug beisammen wohnten, um sich bei plötzlichen Ueberfällen einander Hülfe leisten zu können, feste gesellschaftliche Verbindungen, woraus in der Folge Staaten erwachsen. Diese Verbindungen sind für das Wohl und Wehe des ganzen Menschengeschlechts von so großer Wichtigkeit geworden, daß wir hier ihren Ursprung und ihre Beschaffenheit noch etwas genauer auseinander setzen müssen.

Angriffe von Menschen auf das Leben und Eigenthum anderer veranlaßten eine nähere Vereinigung mehrerer Familien, um eine solche Gewaltthätigkeit, welcher ein Einzelner oder eine Familie nicht widerstehen konnte, mit verbundenen Kräften abzuhalten. Welches ist aber die Quelle jener feindseligen Gesinnungen der Menschen gegen Menschen? Keine andre, als die vorher bemerkte natürliche Begierde, ohne Arbeit genießen zu wollen. Wenn ein Mensch alle seine Triebe leicht und bald genug befriedigen kann, so ist er ruhig und verträglich mit seines Gleichen. Sieht er aber einen Andern im Besitz eines Gegenstandes seiner Begierde, und er glaubt sie nicht leichter und geschwinder stillen zu können, als wenn er den Andern beraubt; so wird er es thun, wosfern er sich stark genug dazu fühlt. Dies kann der Fall schon seyn, wenn auch die Erwerbung des Unterhalts noch keine Mühe weiter kostet, als die Mühe des Aufsuchens und Fangens. Es scheint der ungeduldrigen Begierde bequemer, das, was in der Nähe in den Händen eines Andern ist, gleich mit Gewalt zu nehmen, als erst lange darnach zu suchen und es sich selbst herbei zu holen. So verfährt der ungebildete Mensch, der, wie das Thier, kein andres Gesetz, als das Gesetz des

Stärkern kennt. Dort nagt ein kleiner Spiz in ungestörter Ruhe an einem Knochen. Aber seht! auf einmal springt ein Bullenbeißer hinzu, und der erschrockne Spiz schleicht sich zitternd davon und überläßt dem majestätischen Räuber die Beute.

Noch stärker wird die Versuchung, fremdes Eigenthum an sich zu reißen, wenn die rechtmäßige Erwerbung desselben mit großer Beschwerde verbunden ist. Als daher Ackerbau und Viehzucht eingeführt waren, vervielfältigten sich die Eingriffe in das Eigenthum. Sie wurden aber nun eben deshalb auch ungerechter und verhasster. Denn weil jeder Mensch von Natur alle unfreiwillige Anstrengung der Kräfte, alle Arbeit scheuet; so ist ihm das, was er durch Arbeit erwirbt, von desto größerm Werthe, je mehr Aufwand seiner Kräfte es erfordert hat.

Diejenigen, welche sich fremdes Eigenthum anmaßten, handelten entweder grade hin nach dem thierischen Gesetz des Stärkern, oder sie glaubten in der Nothwendigkeit, in der Rache und in der Wiedervergeltung eini- ges Recht dazu zu finden. Nothwendigkeit schien einzutreten, wenn alles, was durch die erste Besitznehmung Eigenthum werden konnte, schon in Besitz genommen war, und die steigende Bevölkerung mehr Menschen gab, als das Land ernähren mochte. Alsdann entstand ein Kampf um Leben und Tod zwischen denen, die besaßen, und denen, die nichts besaßen, die aber doch auch leben wollten. Wurden diese nun vertrieben und in andre, vielleicht unfruchtbarere Gegenden verdrängt; so reizte sie die Rachbegierde, so bald sie sich stark genug fühlten, ihre Angriffe zu erneuern.

Aber

## Der Mensch im gesellschaftlichen Zustande. 187

Aber warum mußte denn das so seyn? und warum wurde das thierische Gesetz des Stärkern auch in die menschliche Natur gelegt? War es nicht besser und für die Ruhe und Glückseligkeit der Menschen zuträglicher, wenn ein natürliches Gefühl von Billigkeit und Gerechtigkeit sie nöthigte, einem Jeden das Seine zu lassen? — Die Antwort hierauf ist schon in dem Vorhergehenden gegeben worden. Ausbildung der Kräfte Einzelner und Veredlung der ganzen Menschheit, aber nicht das Wohlseyn Einzelner, noch die Glückseligkeit dieser oder jener Nation in diesem oder jenem Zeitalter, ist das letzte Ziel, dem das menschliche Geschlecht entgegen geführt wird. Unfre Bestrebungen nach Glückseligkeit und die damit verbundenen angenehmen, oder unangenehmen Empfindungen sind vorübergehend, sind bloße Erscheinungen; die dadurch bewirkte Ausbildung der Kräfte bleibt. Ohne Leidenschaften und ohne Streit und Krieg würden die Menschen sich freilich, ihrem Gefühl nach, besser befunden haben; allein zur Entwicklung ihrer Fähigkeiten war diese Einrichtung der Natur durchaus nöthwendig. Auch ohne Krankheiten würden wir uns glücklicher fühlen, und Einzelne leiden allerdings gar sehr darunter. Aber welche herrliche Kenntnisse müßten wir jetzt entbehren, wenn diese Leiden uns nie gedrückt hätten! Daraus folgt nun keinesweges, daß wir die sogenannten Uebel mit stolischer Gleichgültigkeit ertragen, ihre Beschaffung nicht wünschen und mit allen Kräften betreiben sollten, sondern grade das Gegentheil. Sie sind eben dazu da, daß wir an der Verteilung derselben unsere Kräfte üben sollen, und wenn dieser Zweck nach dem Willen der Vorsehung vollkommen erreicht ist, so wird auch das Uebel aufhören.

Wir kehren zur Entstehung der Gesellschaft zurück.  
Der Vortheil derer, welche Eigenthum hatten, erforderte

es,



es, daß sie sich gegenseitig Hülfleistung gegen alle Gewaltthätigkeit versprochen. Wenn folglich Einer angegriffen wurde, so eilten Alle zu seiner Vertheidigung herbei. Diese Verbindung der friedlichen, im Besitz ihres Eigenthums sich wohl befindenden Familien zog auch eine ähnliche Verbindung der vom Raube lebenden nach sich, und nun entschied die Anzahl, die körperliche Stärke und die Klugheit den Streit der entgegengesetzten Parteien. Jetzt war es nicht mehr Angriff einiger Räuber auf das Eigenthum Anderer, sondern es ward Krieg, der auf Ueberwältigung und Unterjochung abzielte. Von beiden Seiten fand man bald, daß im Kampfe nicht alle gleich gute Dienste thaten und daß Einer oder Wenige durch ihre Tapferkeit mehr zum Siege beitrugen, als der ganze übrige Haufe; mit einem Worte: man bemerkte eine große Ungleichheit in Ansehung der Kräfte der Menschen.

Es ist eine unleugbare, durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigte Wahrheit, daß die Menschen nicht alle ein gleiches Maaß von Kräften des Leibes und Geistes besitzen. Der Grund zu dieser Ungleichheit wird durch die Zeugung gelegt, und so sehr auch Übung und Unterricht die natürlichen Anlagen ausbilden und verstärken mag, so bleibt doch immer noch die eigne ursprüngliche Verschiedenheit bemerkbar. Wie viel diese Ungleichheit der Kräfte zur Ordnung und zur Harmonie des Ganzen beiträgt, darf hier nicht erst ausführlich gezeigt werden. Und wenn auch wirklich alle Menschen in dieser Hinsicht gleich geboren würden, so müßte doch nothwendig in der Folge eine Ungleichheit durch die ungleiche Ausbildung der Fähigkeiten, die theils von äußern Umständen, theils von dem Willen eines Jeden abhängt, entstehen.

Als nun die Gesellschaft bei der gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Eigenthums diese Erfahrung gemacht hatte, so war es natürlich, daß man den, oder die Tapfersten vorzüglich ehrte, und ihnen aus Dankbarkeit und zur Aufmunterung Geschenke gab. Leben und Eigenthum sind die größten Güter, und wem man die Erhaltung derselben zu verdanken hat, den schätzt man am meisten. So ward Tapferkeit die erste bürgerliche Tugend.

Eben so wenig konnte der Gesellschaft die Bemerkung entgehen, daß eine gewisse Ordnung im Angriff und in der Vertheidigung nothwendig ist. Man überließ daher diese Anordnung den Tapfersten und machte sie zu Anführern des Haufens im Streit. Den Befehlen derselben gehorchten die übrigen freiwillig und gern, weil sie zu ihren selbst gewählten Anführern das Vertrauen hatten, daß die Befehle derselben ihnen Allen nützlich seyn würden. Dieser Gehorsam fand jedoch nur im Kriege Statt; außer demselben war jeder Hausvater unumschränkter Gebieter seiner Familie, und keiner hatte dem andern zu befehlen.

Indeß zeigte sich bald anfangs nach dem Entstehen der Gesellschaft noch ein andres Bedürfniß. Die Verbindung gegen gewalthätige Anfälle von außen schützte die Mitglieder noch nicht gegen offenbare und heimliche Angriffe von innen. Denn wenn gleich jeder ein gewisses Eigenthum besaß, so waren doch die Besitzungen in Ansehung der Größe und der Güte verschieden; einer hatte sein Land besser angebauet; seine Heerden sorgfältiger gepflegt, u. s. w. Hiervon entstand Ungleichheit des Vermögens, und mit derselben das ganze Gefolge von Ungerechtigkeiten, wozu Neid von der einen, und Habsucht von der andern Seite veranlaßt. Ueberdies sind ungebildete Menschen den Kindern ähnlich, die sich bei der geringsten Gelegenheit necken, zanken und

und schloßen. Wenn sich ein solcher Zwist unter den Gliedern einer Familie erhebt, so kann ihn der Hausvater schlichten; wenn er aber mehrere Familien entzweiet, wer soll da entscheiden? Das Gesetz des Stärkern, d. i. Gewalt darf hier nicht angewendet werden, weil es gegen den Zweck der Gesellschaft seyn würde, welche sich eben zur Verhinderung der Gewalt vereinigt hat. Es ist also kein andres Mittel übrig, die streitenden Partheien zu vergleichen und den Haß zu stillen, als das Recht.

Das Wort Recht wird eigentlich nur von sittlich freien Handlungen vernünftiger Geschöpfe gebraucht und man versteht darunter diejenige Beschaffenheit einer Handlung, vermöge welcher die Ausübung derselben durch keine Pflicht gehindert wird. \*) Mit andern Worten: Recht ist alles, was ich thun darf, und ich darf alles thun, was die Glückseligkeit und Vollkommenheit andrer, so wie die meinige, nicht vermindert. Hieraus läßt sich die Bedeutung von Unrecht, gerecht, Gerechtigkeit und dergleichen mehr leicht ableiten. — Da der Begriff vom Recht so klar und simpel, und die Verbindlichkeit, recht zu handeln, dem gesunden Menschenverstande so einleuchtend ist, so sollte man meynen, daß Niemand vorsätzlich Unrecht thun würde. Allein der Ungerechte glaubt jedesmal in dem Fall zu seyn, daß er sein eignes Wohl nur auf Kosten eines andern befördern könne, und hiemit entschuldigt er sich selbst, wenn er sich vornimmt, unrecht zu thun. Oft geschieht es auch unvorsätzlich in der Hitze der Leidenschaft. In beiden Fällen erkennt er gewöhnlich seine Handlung nicht für unrecht; denn er gibt zwar im Allgemeinen zu, es sei unrecht, einem andern zu

\*) Versuch über den Grundlaß des Naturrechts, v. G. Hufeland. Leipzig 1785. S. 32.

zu schaden, aber sein eigener Nutzen, meint er, lasse sich zuweilen auf keine andre Art erhalten, und alsdann werde die sonst ungerechte Handlung rechtmäßig. Nun entsteht zwischen dem Beleidiger und Beleidigten ein Streit über Recht und Unrecht, der, wenn ihn nicht das Gesetz des Stärkern entscheiden soll, durch die Dazwischenkunft eines Dritten, nach dem wahren Begriff des Rechts, aus einander gesetzt werden muß. Dieser Dritte muß, als ein verständiger, rechtschaffener und unparteiischer Mann bekannt seyn, sonst wird man sich seinem Ausspruch nicht unterwerfen. Sein Ausspruch muß auch Gültigkeit haben und die streitenden Partheien müssen sich dabei beruhigen. Dies kann aber nicht wol anders geschehen, als wenn sich alle Mitglieder der Gesellschaft vereinigen, einen oder einige solcher Männer zu Schiedsrichtern ihrer Streitigkeiten zu wählen, und denjenigen, als einen Feind der ganzen Gesellschaft anzusehen und zu behandeln, der ihre Entscheidungen sich nicht gefallen lassen will. Hierdurch erhalten die Aussprüche der Richter gesetzliche Kraft und ihre Personen eine gewisse Autorität, die sie über die andern erhebt.

Anführer und Vertheidiger gegen alle Gewaltthätigkeiten von außen, und Richter und Obrigkeiten zur Sicherheit gegen Bedrückungen von innen, waren also zur Erhaltung der Gesellschaft nothwendig, und so sehr sie auch hin und wieder von ihrer ersten Bestimmung ausgeartet seyn mögen, so theuer auch mancher Gesellschaft das Gute, was bei ihrer Einführung beabsichtigt wurde, zu stehen gekommen ist: so kann man doch ihre Unentbehrlichkeit und ihren Nutzen überhaupt nicht läugnen; auch ist ihr Ursprung, wie wir gesehen haben, rein und edel. Es entstand aber in der Folge noch eine besondere Klasse von Menschen, die auf das Schicksal der Gesellschaften einen in der That — wenn auch nicht dem

dem Scheine nach — größern Einfluß bekam, als jene (ich meine die Zauberer und Priester \*).

Die vielen Wirkungen in der Natur, deren Ursachen wir nicht sehen oder begreifen, führen zuerst auf den Begriff von unsichtbaren Kräften und nach und nach auch auf den Begriff von einer Gottheit. Der ganz rohe Mensch vornehmlich, wenn er nur immer auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse denken muß, erhebt sich so wenig bis zu dem Begriff von einer Ursach, als das Kind. Er läßt es um sich her donnern und blitzen, ohne dabei den Gedanken aufzufassen und zu verfolgen: Woher kommt dies? Allein kaum hat er sich aus diesem Zustande eines stieren Amlaunens heraus gearbeitet, so fängt er an, wie der neugierige Knabe, bei allem, was ihm ungewöhnliches aufstößt, nach der Ursach zu forschen, und wenn er diese mit seinen Sinnen nicht entdecken kann, so bildet er sich eine mit Hilfe der Phantasie. Denn es wird dem menschlichen Geiße, dessen Denkkraft einmal aufgeregt ist, zum dringendsten Bedürfnis, die Ursachen von den Wirkungen, welche er sieht, wissen zu wollen. Aber es vergehen Jahrhunderte und Jahrtausende, ehe er die Stufe der Kultur ersteigt, daß er die angenommenen Ursachen, woraus er sich die Wirkungen erklärt, genauer untersucht und beurtheilt, ob sie auch in richtiger Beziehung mit einander stehen. So hält z. B. der Grönländer die sogenannten Sternschnuppen für Besuche der Seelen, die sie bei ihren Verwandten auf der Erde abstaten (denn alle Sterne sind ihm Seelen verstorbner Grönländischer Menschen und Thiere), und es fällt ihm nicht ein, über

\*) Priester, nicht Prediger, welche letztern sehr verehrungswürdige Personen seyn können, die erstern aber nie. S. Hofels Beiträge zur Beförderung der Menschenkenntnis. Stück I. Seite 57 u. vergl. St. II. Seite 80 u.

## Der Mensch im gesellschaftlichen Zustande. 193

über das Verhältniß dieser Erscheinung zu der angegebenen Ursach weiter nachzudenken.

Wir kunden annehmen, deren Ursachen und deren Beziehung auf jene maa nicht selbst untersucht hat, oder nicht einsieht, heißt glauben. Ist die Beziehung gewisser angenommenen Ursachen und Wirkungen unrichtig, so nennen wir es Aberglauben. Sieht man nach eigener Prüfung das wahre Verhältniß der Dinge ein, so hat man Erkenntniß.

Die Ursachen von den Wirkungen wissen zu wollen, ist Bedürfnis jedes Menschen, der sich über den ersten Zustand thierischer Gleichgültigkeit erhoben hat. Erkenntniß kann nicht ohne große Anstrengung der Geisteskräfte erworben werden. Der Mensch scheuet alle Anstrengung der Kräfte; er will genießen, und der Weg, auf welchem er mit dem wenigsten Aufwand seiner Kräfte und am geschwindesten zum Genuß kommt, ist ihm der liebste. Dieser Weg, jenes Bedürfnis am leichtesten zu befriedigen, ist der Glaube; daher haben alle Menschen einen natürlichen Hang zum Glauben, jedoch nur so lange, bis sie veranlaßt werden, die Nothwendigkeit der Erkenntniß zur Glückseligkeit einzusehen. So lange sich der Mensch bei dem Glauben glücklich fühlt, wird er sich nicht um Erkenntniß bemühen; leidet er aber dabei, so treibt ihn das Gefühl der Noth zur Anstrengung seiner Kräfte und er ringt nach Erkenntniß.

Der Glaube ist entweder wahr oder falsch. Der wahre Glaube gründet sich auf ein richtiges Verhältniß der Dinge zu einander, der falsche (oder Aberglaube) auf ein unrichtiges. In tausend Fällen gegen einen wird der Mensch von selbst das wahre Verhältniß nicht finden, wenn er die Natur der Dinge nicht erkennt, denn die Möglichkeit der

Sunkts Naturg. Anhang.

R

Der.

Verbindungen ist unendlich. Es wird also auch der Aberglaube viel häufiger, als der wahre Glaube seyn.

Nur bei dem wahren Glauben (und bei der Erkenntniß) kann der Mensch glücklich seyn: der Aberglaube macht allemal unglücklich, wenn die Gegenstände des Aberglaubens auf unsre Handlungen Einfluß haben. Sieht der Mensch ein, daß er durch den Aberglauben unglücklich geworden ist — zu dieser Einsicht lassen ihn aber innere und äußere Hindernisse erst spät gelangen — so wirft er ihn von sich und strebt nach Erkenntniß.

Glaube kann andern mitgetheilt werden, Erkenntniß nicht, den sie beruhet auf eigener Unterfuchung. Mitgetheilte Glaube heißt Kenntniß, und diese kann nach Beschaffenheit des Glaubens wahr oder falsch seyn. Kenntnisse sind oft eins der wichtigsten Hindernisse der Erkenntniß, denn wer jene besitzt, meint schon das wahre Verhältniß der Dinge zu kennen und schreibt seinen unbehaglichen Zustand, worin er durch unrichtige Kenntnisse geräth, und der ihn zur Erkenntniß treiben soll, nicht den unrichtigen Kenntnissen, sondern andern Ursachen zu.

Zur Glückseligkeit des Menschen ist nicht Erkenntniß von vielen Dingen nothwendig, sondern nur von denen, welche zunächst auf ihn und auf seine Handlungsweise wirken. Wer von diesen Erkenntniß, oder auch nur richtige Kenntniß besitzt, der ist aufgeklärt, und wer sie auf Glückseligkeit anwendet, ist weise.

---

Diese

## Der Mensch im gesellschaftlichen Zustande. 195

Diese Betrachtung kann uns über manche Erscheinungen in der Geschichte des Menschen und der Menschheit Aufklärung geben.

Der Mensch glaubt eher und lieber, als er erkennt. Sein Glaube ist anfangs mehrentheils Aberglaube, und bei demselben beharrt er, bis die Noth oder günstige Umstände ihn zur Erkenntniß leiten. Die Quellen des Aberglaubens sind diejenigen Wirkungen in der Natur, deren Ursachen wir nicht mit den Sinnen entdecken und begreifen. Man schreibt daher diese Wirkungen verborgnen und unsichtbaren Kräften zu. Unsichtbare, den Sinnen nicht begreifliche Wesen, kann sich kein Mensch denken; er setzt mit Hülfe der Phantasie Gestalten zusammen, oder denkt sich dieselben unter schon bekannten Bildern. Ueberhaupt ist der Mensch selbst Schöpfer solcher Wesen, und je unvollkommner seine Begriffe vom Schönen, Wahren und Guten sind, desto unvollkommner sind auch die Begriffe von den unsichtbaren Kräften.

Die Wirkungen dieser Kräfte sind entweder dem Menschen schädlich, oder nützlich, und so entsteht der Glaube von schädlichen und nützlichen, oder guten und bösen unsichtbaren Mächten, d. i. Gottheiten. Krankheiten gaben wahrscheinlich die erste Veranlassung zu der Idee von bösen Gottheiten, und wenn durch heilende Pflanzen die Wiederherstellung der Gesundheit bewirkt wurde, so glaubte man, daß in denselben gute Gottheiten verborgen wären.

Der Wunsch, gute und böse Wirkungen nach Gefallen lenken zu können, führte bald auf Versuche, und da einige hierin entweder durch Zufall oder durch natürliches Geschick vor andern glücklich waren, so ehrte man sie auch vorzüglich, als solche, die wol mit den unsichtbaren Mächten ein geheimes Verständniß haben müßten. Man suchte derselben



gleichen Leute mit Geschenken zu gewinnen, um durch ihre Vermittelung die bösen Göttheiten von sich zu entfernen und die guten zu Freunden zu erhalten. Anfangs bildeten sich diese Leute selbst ein, daß sie besondere Günstlinge der unsichtbaren Mächte wären. Als sie in der Folge den natürlichen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen und der von ihnen gebrauchten Mittel mit den dadurch erreichten Zwecken erkannten; so verschwand zwar jene hohe Meinung von sich selbst, aber sie hüteten sich wohl, diese Entdeckung andern mitzutheilen, da sie bisher so große Vortheile davon gezogen hatten. Vielmehr diente diese Entdeckung nur dazu, daß sie das Vorurtheil des großen Haufens von ihrer geheimen Verbindung mit den Geistern auf alle Weise befestigten. Sie wurden also aus Abergläubigen Betrüger, brachten ihre Kunst in ein System, und errichteten unter sich eine eigne geschlossene Gesellschaft, einen Orden, dessen größtes Geheimniß darin bestand, andre zu betrügen. Dies ist der so weit verbreitete Orden der Zauberer, der mit furchtbarer Macht über den ganzen Erdkreis herrscht. Ueberall, wo Aberglaube sich findet, — und wo findet sich der nicht? — da trifft man auch Zauberer an. Selbst die Hottentotten, die weder Religion noch Priester haben, verehren die Gewalt der Zauberer. Sie sind in den verschiednen Ländern unter verschiednen Namen bekannt: In Asien heißen sie Schamanen, in Afrika Fetischirer, in Amerika Jongleurs und Angefoks, und in dem kultivirten Europa — Geisterseher und Geisterbeschwörer. Alle handeln nach so bewundernswürdig einstimmigen Grundsätzen, daß man meinen sollte, sie hätten nur einen Lehrmeister gehabt. Besonders suchen sie aus allen Kräften den Aberglauben zu erhalten und zu befördern, in welchen Bemühungen sie auch oft von andern sichtbaren Mächten unterstützt werden.

Von der Zauberei war nur ein kleiner Schritt zur Einführung des Priesterthums, denn der Keim des letztern liegt schon

schon in der erstern. Wenn man einmal glaubte, daß Menschen mit Geistern Gemeinschaft haben und sich derselben nach Gefallen zu Wunderthaten bedienen könnten; so mußte man auch mit der Zeit auf den Gedanken kommen, daß man durch gewisse Gebräuche auf den Willen der Gottheiten wirken könne \*). Die Vorstellungen der Menschen von der Gottheit richteten sich nach dem jedesmaligen Grade ihrer Kultur. Unter rohen sinnlichen Menschen sind Geschenke das beste Mittel, Jemandes Gunst zu erhalten; und diese Vorstellung trug man auch auf die Gottheiten über und brachte zur Gewinnung ihrer Gnade Opfer. Hiermit glaubte man ihnen einen Gefallen zu erweisen oder ihnen zu dienen, und nannte es Gottesdienst. Zuerst verrichtete jeder Hausvater für sich und seine Familie den Gottesdienst, allein nachher bestimmte man besondere Personen dazu, und das sind die Priester. Dies geschah theils aus Ehrfurcht gegen die Gottheiten, denen man, wie den Königen, eigne Diener zuordnen wollte, theils weil nicht jeder Hausvater immer Zeit hatte, selbst zu opfern, so oft er es wünschte. Ganz unkultivirte Völker haben gemeiniglich bloß Zauberer, mehr kultivirte haben Zauberer und Priester zugleich, und in sehr vielen Ländern zogen die Priester allmählig die wichtigsten Geschäfte der Zauberer an sich, wie z. B. ehemals in Egypten, Chaldäa und Persien, im mittlern Zeitalter hin und wieder unter den Christen, \*\*) und noch jetzt in Libet, China u.

R 3

Kaßt

\*) Der Glaube, daß der Mensch durch sein sittlich gutes oder schlechtes Betragen sich das Wohlgefallen, oder Mißfallen der Gottheit zuziehe, ist ein Grundsatz der wahren Religion. Der Glaube, daß äußere Gebräuche, ohne Rücksicht auf das sittliche Verhalten, eben dies bewirken, ist schändlicher Aberglaube des Priesterthums.

\*\*) Möhsens Geschichte der Wissenschaften. S. 257 — 265.

(3)

Laßt uns nun sehen, wie sich die Gesellschaften weiter gebildet, wie sie die gegenwärtigen Formen angenommen und wie weit sie den Zweck, zu welchem sie sich vereinigten, erreicht haben. Durch Einführung der Dörferzeiten wurden sie ordentliche Staaten, und mit zunehmender Bevölkerung entstanden Künste, Gewerbe, Handel und Luxus, und eine unvermeidliche Folge von dem allen war die immer steigende Ungleichheit des Vermögens. Der Arme mußte dem Reichen dienen und dieser gab jenem von seinem Ueberfluß nur so viel, als nöthig war, um seine Dienste ferner gebrauchen zu können. Mit der zunehmenden Bevölkerung mehrten sich auch die Kriege. Denn so sehr die übrigen Mitglieder der Gesellschaft, welche Eigenthum besaßen, Ursach hatten, die Erhaltung des Friedens zu wünschen: so sehr mußten hingegen diejenigen, welche durch den Krieg mehr gewannen, als verlohren, Veranlassung zum Kriege suchen. Es ist nicht schwer zu errathen, wer diese Personen waren; es waren diejenigen, die nichts (oder wenig und schlechtes Eigenthum) besaßen, und die Anführer im Kriege. Diese, die Ehre und Ansehen und Vermögen im Kriege erwarben, sahen es gern, wenn derselbe oft entstand und lange dauerte. Dadurch gewöhnten sich nicht nur die, welche unter ihrer Anführung stritten, zum Gehorsam gegen sie, sondern auch die übrigen Mitglieder der Gesellschaft fingen an, ihnen mit ausgezeichnete Achtung zu begegnen. Auch fand man es billig, sie nach Endigung des Krieges, zur Belohnung ihrer Tapferkeit, auf Kosten der Gesellschaft zu unterhalten. Dies schon machte ihren Stand beneidenswerth und erweckte Nachseherung in der Tapferkeit.

Kriege

(Ich citire diese Stelle nach Meiners Grundriß der Geschichte aller Religionen S. 142.)

Kriegesglück führt gemeinlich weiter, als man anfangs dachte. Die Räuberhorde, welche einfiel, um zu plündern; die Nation, welche eine andre bekriegte, um wirkliche oder vorgegebene Beleidigungen zu rächen, begnügte sich nicht immer mit Erreichung ihrer ersten Absicht, sondern die siegende Parthei unterjochte die überwundene völlig. So ging die Freiheit der Besiegten verloren, die selbst bei der großen Ungleichheit des Vermögens noch Statt gefunden hatte.

Es giebt eine dreifache Freiheit: eine physische, eine moralische und eine bürgerliche. Wer die Glieder seines Leibes nach Gefallen bewegen und gebrauchen kann, der ist physisch frei; wer das thun kann, was er für das Beste erkennt, der ist moralisch frei; bürgerlich frei nennt man denjenigen, der nach gerechten und von ihm selbst gebilligten Gesetzen handeln kann, und der nicht von der Willkühr Eines, oder einiger Einzelnen abhängt. Physische Freiheit eines Menschen ohne alle moralische ist der Gesellschaft gefährlich, und muß mehr oder weniger eingeschränkt werden. Ein Verrückter, ein Rasender, ein Dieb verliert mit Recht seine physische Freiheit. Selbst der Genuß der vollkommenen bürgerlichen Freiheit wird durch einen gewissen Grad der moralischen bestimmt. Kinder werden daher nicht eher zum vollen Genuß der bürgerlichen Freiheit gelassen, als bis sie den Gebrauch ihres Verstandes erlangt haben. Die moralische Freiheit gründet sich nämlich blos auf den Verstand. Natur und Uebung macht aber die Menschen in Ansehung der Verstandeskkräfte sehr ungleich, folglich sind auch nicht alle Menschen eines gleichen Grades moralischer Freiheit fähig. Wer selbst nicht im Stande ist, das Bessere, das er thun will, oder soll, zu erkennen, der muß es auf Autorität eines Verständigern annehmen und diesem folgen. Er hängt also

also in sofern von dem Willen eines andern ab und handelt nicht vollkommen frei \*). Blödsinnige können nie frei werden, und ein sehr großer Theil von Menschen erreicht nur eine so niedrige Stufe der Freiheit, daß sie in Vergleichung mit andern, welche höher steigen, in beständiger Knechtschaft bleiben; sie sind, wie ein Weiser des Alterthums sagt, geborne Knechte. Ein Unglück ist es, wenn Menschen, die von der Natur zum Gehorchen bestimmt sind, durch Zufall und äußere sogenannte Glücksstände in eine Lage gesetzt werden, wo sie befehlen wollen oder sollen. Das Unglück ist um desto größer, je zahlreicher der gehorchende Haufe und je unbedingter der jenen zu leistende Gehorsam ist. In dieser Hinsicht geben die gebornen Knechte in hohen Aemtern dem Menschenfreunde einen traurigen Anblick. Ein König selbst klagt darüber mit folgenden Worten: Es ist ein Unglück, das ich sahe unter der Sonne, nämlich Unverstand, der unter den Gewaltigen gemein ist, daß ein Narr sitzt in großer Würde, und die Reichen (am Verstande, d. i. die Verständigen) hienieden (tief unten) sitzen. Ich sahe Knechte auf Rossen, und Fürsten zu Fuße gehen, wie Knechte. \*\*)

Der Mensch wird aber nicht allein durch Schwäche des Verstandes in seiner moralischen Freiheit beschränkt, sondern sie wird ihm auch durch Leidenschaften und Gewohnheiten ganz geraubt. Diese sind alsdann seine Tyrannen, denen er selbst wider Willen folgt.

Die bürgerliche Freiheit beruhet auf gerechten und die allgemeine Glückseligkeit der Gesellschaft bezweckenden Gesetzen.

\*) Einem weisen Knechte muß der Herr dienen. Sirach 10. V. 28.

\*\*) Pred. Salomo, Kap. 10, V. 5 — 7.

sehen. Wo gar keine Gesetze sind, da findet auch keine bürgerliche Freyheit statt, denn da muß sich der Schwächere dem Stärkern unterwerfen und thun was dieser haben will. Wo der Wille Eines, oder einiger Einzelnen den übrigen zum Gesetz dient, da ist keine bürgerliche Freiheit, auch da nicht, wo dieser Wille neben den vorhandenen Gesetzen, oder gar dagegen gesetzliche Kraft hat. Aber auch nicht überall, wo Gesetze sind, ist bürgerliche Freiheit, sondern nur da, wo sie gerecht sind und auf das allgemeine Wohl der Gesellschaft abzielen. Gerechte Gesetze müssen jedem Mitgliede der Gesellschaft den Genuß seiner natürlichen Rechte sichern und sie keinem zum Vortheil eines andern schmälern. Die natürlichen Rechte des Menschen beziehen sich auf Sicherheit des Lebens, auf Erwerbung und ungeführten Besitz des Eigenthums, auf Stillung des Geschlechtstriebes, wenn die Stimme der Natur dazu einladet, auf Genuß der physischen Freiheit und auf die ungehinderte Befriedigung des Triebes der Seele, Vorstellungen zu empfangen und mitzutheilen. Das allgemeine Wohl der Gesellschaft erfordert aber, daß Niemand diese Rechte zum Schaden Andrei ausübe, und die Gesetze müssen sie also nur mit dieser Einschränkung, verstaten; aber auch nur mit dieser Einschränkung sonst sind sie ungerecht. — Eine solche Ausübung der natürlichen Rechte (und also auch bürgerliche Freiheit) kann bei aller Ungleichheit des Vermögens und der Stände Statt haben.

Der Krieg war es, der den Menschen ihr kostbares Kleinod, die bürgerliche Freiheit, zuerst raubte. Das siegende Heer bemächtigte sich des Eigenthums der Besiegten und zwang sie selbst zu den härtesten Diensten. Dies zog eine ganz neue, von der ursprünglichen sehr verschiedene Staatsverfassung nach sich. Der Anführer der siegenden Parthei sah sich als Herrn des eroberten Landes an, und ließ sich auch Landesherr nennen. Die Bewohner desselben wurden

seine Unterthanen, seine Sklaven. Die einzigen freien Leute in diesem neuen Staat waren die Eroberer, die von dem Herrn des Landes für ihre Dienste (wie billig!) mit den Besitzungen der Ueberwundenen beschenkt wurden. Den besten und größten Antheil an der Beute bekamen die Tapfersten, die Anführer. Diese behielten auch selbst im Frieden ein über die andern erhabnes Ansehen und gewisse Vorzüge und Vorrechte, die sie sonst nur während des Krieges genossen hatten; mit einem Worte, sie wurden die Eblen des Landes. Das Oberhaupt bediente sich derselben als seiner Vertrauten und Råthe zu den wichtigsten Verrichtungen, und als Unterbefehlshaber mußten sie ihm den Besitz des Landes behaupten helfen. Alle Anordnungen und Anstalten bezogen sich mittelbar oder unmittelbar auf die Erhaltung der einmal erworbenen Vortheile der Sieger, und das nannte man das allgemeine Beste, das Wohl des Staats. Der Landesherr legte den Unterthanen einen willkührlichen Tribut auf; sein Wille war Befehl, dem Niemand ohne Gefahr des Todes widersprechen durfte. In seine Hände floß also das, was die Unterthanen erarbeiteten zusammen, ohne daß er weiter Mühe damit hatte, als es anzunehmen und zu genießen. Es war aber mehr, als er genießen konnte, daher drängte sich ein Schwarm von Müßiggängern hinzu, kroch zu seinen Füßen, und bot sich ihm zu allen Diensten an, für die Erlaubniß, von seinem Ueberfluß mit zehren zu dürfen. Er wählte unter ihnen, und es entstand ein Hof um ihn, der seinen Glanz und seine Macht beträchtlich vermehrte. Diese Glücklichen erhoben ihn dafür bis in den Himmel; ihre Schmeicheleien waren grenzenlos. Sie wetzteiferten mit einander, für ihren Herrn und Gebieter, der sie mit sich ohne Arbeit genießen und in Wollust leben ließ, neue Titel und Ehrenbezeugungen zu erfinden. Nachdem sie alles erschöpft hatten, was die ausschweifendste Phantasie von irdischer Hoheit erdichten kann,

mach:

## Der Mensch im gesellschaftlichen Zustande. 203

machten sie ihn zu einem Gott, und baueten ihm Tempel und Altäre. Das arme, betrogene Volk staunte, und betete den neuen Götzen an.

Durch Krieg und Eroberung war diese Macht gegründet worden, durch Krieg und Eroberung mußte man sie befestigen und erweitern. Der Mittelpunkt aller Thätigkeit war — das Wohl des Landes? nein — das Wohl des Königs und des Hofes. Da man nun glaubte, daß dies letztere mit dem erstern unvereinbar sey — wie es denn auch nach der damaligen Lage der Sachen nicht anders seyn konnte — so lebten Volk und König in beständiger Spannung, keins traute dem andern recht. Der König brauchte also zur Behauptung seiner sogenannten Rechte eben die Gewalt, wodurch er sie erworben hatte; er unterhielt zu dem Ende ein Kriegsheer, und versicherte sich der Treue desselben durch alle mögliche Mittel. Nichts mußte ihm nun so wichtig und so werth seyn, als das Werkzeug seiner Macht, daher ward der Kriegsstand der erste und vornehmste Stand im Staate.

Die Unterhaltung eines glänzenden Hofes, der in Ueppigkeit schwamm, eines zahlreichen Kriegsheers und einer Menge von Staatsbedienten, die über die eingeführte Ordnung wachen mußte, machten eine Vermehrung der Einkünfte nothwendig, und diese erhielt man durch neue Eroberungen, wozu die Veranlassung leicht gefunden wurde. Eroberungssucht, welche den Geldgeiz und Ehrgeiz der Regenten auf Kosten des Volkes befriedigt, ist bis auf wenige Ausnahmen, die allgemeine Leidenschaft derer, die sich mächtig genug fühlen, andre Nationen zu überwältigen. Die Staatsklugheit großer Monarchien, sagt Friedrich II. ist immer



immer dieselbe gewesen; ihr Hauptgrundsatz ist immer gewesen, alles zu verschlingen, um sich zu vergrößern, und ihre Weisheit hat darin bestanden, den Kunstgriffen ihrer Feinde zuvor zu kommen, und ihr Spiel am feinsten zu treiben \*). Wie sehr überhaupt die Gewalt, Krieg zu führen welche die Regenten an sich gezogen haben, gemißbraucht wird, bestätigt die alte und neuere Geschichte. Ein anderer Schriftsteller sagt darüber folgendes:

Die ursprüngliche und wesentliche Bestimmung des Kriegeszustandes ist Vertheidigung des gemeinschaftlichen Eigenthums der bürgerlichen Gesellschaft und des Vaterlandes. Dauer und Sicherheit des Genusses ist ein eben so nothwendiges und wesentliches Stück des Wohlstandes und der bürgerlichen Glückseligkeit, als Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit des Genusses. Darum vereinigten sich die Menschen bei der ersten Entstehung des gesellschaftlichen Lebens nicht blos zu gegenseitiger Weithülfe in Erwerbung der Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, sondern auch zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen feindliche Gewalt und Beleidigungen. Damals war jeder Bürger auch Krieger, gleichmäßig verpflichtet zur Beschützung, wie zur Verbesserung und Vermehrung des gemeinen Wohls. Aber bei zunehmender Ausbreitung der Gesellschaften und bei fortschreitender Kultur wurde es nothwendig, die Geschäfte des Krieges und des Friedens von einander zu trennen, und beide zwischen verschiedene Klassen von Bürgern des Staats zu theilen, damit zu keiner Zeit die Erwerbung des Bedürfnisses um der Sicherheit, noch diese um jener willen vernachlässigt werden, und es weder den Producenten an Schutz, noch den Beschützern des Vaterlandes am Un-

\*) Hinterlassene Werke Friedrichs II. sechst. B. S. 32. Vergl. 25 und 26.

Unterhalt gebrechen möchte. So wurde der Kriegesstand von den übrigen Klassen der Gesellschaft gewissermaßen abgesondert.

Heut zu Tage sind es selten die Rechte und das Eigenthum der Nationen, sondern die wahren oder scheinbaren Rechte der Regenten, um derenwillen Krieg geführt wird; ihn beschließt fast nirgends die Stimme des Volks, sondern das Gutdünken, die Raune oder die Eroberungssucht der Fürsten (oder ihrer Mätressen und Minister), wie wpl Vertheidigung des Vaterlandes, nothgedrungner Kampf fürs gemeine Wohl, fast immer zum Vorwand gebracht werden. —

Auf nichts werden so große Summen verwendet, als auf den Krieg, und fast nirgends sucht man gleichwol mehr zu ersparen, als an den Mitteln des Unterhalts, der Gesundheit und des künftigen Fortkommens derjenigen, durch welche der Krieg geführt wird. Der Mensch erscheint auch hier als ein Räthsel, und man weiß in der That nicht, welches von beiden befremdeader ist, ob der Uebermuth und die Nachlässigkeit derjenigen, welche so wenig für die Werkzeuge ihres Willens und ihrer politischen Größe sorgen; oder die Gutmüthigkeit und Sorglosigkeit der Krieger, welche sich um eines, ihnen fremden Interesses willen aus Menschen zu Maschinen umformen und allen Gefahren blossstellen lassen, um während ihrer Dienstjahre kümmerlich unterhalten, und dann, wenn sie Gesundheit und Kräfte zugesetzt haben, dem hilflosen Elende und der Armuth preisgegeben zu werden \*).

\*) Handbuch zur militärischen Arzneykunde, nach dem Plan eines engl. Werks von Hamilton. Leipzig bei Weizand 1790. Th. I. S. 3 u. 5.

Der Krieg, dies nothwendige Uebel, gebar also zuerst den Despotismus, der sich über alle Gesetze erhebt, und Menschenrechte mit Füßen tritt; er gebar das Lehnsystem, er machte aus Freigebornen Sklaven. „Das alte Lehnsystem, welches vor einigen Jahrhunderten in Europa heinabe allgemein war, hatte seinen Ursprung von den Eroberungen der Barbaren. Der Feldherr, der eine Horde führte, machte sich zum Suverän des eroberten Landes, und vertheilte die Provinzen unter seine vornehmsten Offiziere; diese waren zwar dem Suverän unterworfen und mußten Truppen stellen, wenn er sie forderte; da aber manche von diesen Vasallen so mächtig, als ihr Oberhaupt, wurden, so entstanden Staaten im Staate. Dies war eine Quelle von Bürgerkriegen, deren Folge das Elend der ganzen Gesellschaft war. In Deutschland haben sich diese Vasallen unabhängig gemacht; in Frankreich, England und Spanien sind sie unterdrückt worden. Das einzige Bild von dieser abscheulichen Regierungsform ist uns noch in der Republik Polen übrig“<sup>\*)</sup>.

Da, wo das Volk kultivirter und die Sitten milder wurden, verwandelte sich der Despotismus in die absolute monarchische Regierungsform, welche den Regenten zwar an Gesetze zu binden verspricht, aber ihm doch die Freiheit läßt, sie nur in so weit zu beobachten, als er es für dienlich findet.

Die vielen Bedrückungen des Volks in despotischen und monarchischen Staaten veranlaßten Empörungen und mancherlei Veränderungen der Regierungsform, z. B. eingeschränkte Monarchien, Wahlreiche, Republiken, die dann

\*) Hinterlassene Werke Friedrich II. sechst. Band, S. 55. 10.

wiederum entweder oligarchisch, oder aristokratisch, oder demokratisch sind.

Man hat schon längst die Frage aufgeworfen, welche von allen diesen Staatsverfassungen die beste sey? Die Frage ist wichtig, denn sie betrifft nichts Geringers, als die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts. „Durch die Einrichtungen und Verfassungen der Staaten werden die Rechte der Menschen entweder beschützt oder verletzt; die Menschen selbst entweder in die Verhältnisse der Gleichheit unter einander, oder in das Verhältniß von Herren und Sklaven gesetzt; ihre Verbrechen entweder verhindert, oder autorisirt; ihre Sitten entweder verbessert oder verderbt. Die Einrichtungen der Staaten haben immer die Folge, daß sie entweder die Güter, die der Mensch besitzt, oder die Uebel, die ihn drücken, vergrößern. — — Diejenigen Staatsverfassungen, welche die ursprüngliche Gleichheit (des Rechts) der Menschen erhalten, den Geist der Bürger mit der Ausübung öffentlicher Pflichten beschäftigen, die Menschen lehren, den Rang nach dem Unterschiede persönlicher Eigenschaften zu bestimmen, gereichen zur Erhaltung und Uebung der Tugend. Verfassungen im Gegentheil, durch welche die Menschen ihrer Rechte beraubt, oder durch welche ihre Besitzungen von der Willkühr ihrer Obern abhängig gemacht werden; Verfassungen, bei welchen sie so betrachtet werden, als ließen sie sich nur durch Zwang und die Furcht vor Strafe regieren, haben die Wirkung, in dem Souverain Tyrannie und Uebermuth, in den Unterthanen einen sflavischen Geist und Niederträchtigkeit hervorzubringen; jedes Gesicht mit Blässe zu bedecken, und jedes Herz mit Muthlosigkeit und Eifersucht zu erfüllen. Die größte und sich am weitesten erstreckende Wohlthat, welche einzelne Menschen ihrem Geschlecht erweisen können, ist die Errichtung oder Erhaltung weiser Staatsverfassungen, und  
die

die größte Beleidigung, die boshafte Menschen ihm zufügen können, ist, solche Verfassungen über den Haufen zu werfen oder zu verderben“ \*).

Es ist Pflicht und Beruf eines jeden aufgeklärten Menschenfreundes, sein Urtheil freimüthig und bescheiden über diese Materie zu äußern, nicht, um Empörungen des Volks und gewaltsame Staatsveränderungen zu bewirken, sondern um allmählig heilsame Verbesserungen vorzubereiten, und die Staatsverfassungen ihrem eigentlichen Endzweck immer näher zu bringen. Gewaltsame Revolutionen sind ohnein nicht der Weg, auf welchem dieser Endzweck sicher erreicht wird, wie die Geschichte aller Zeiten lehrt. Auch unsere jetzige Staatsverfassungen sind ursprünglich ein Werk der Gewalt, und tragen — mehr oder weniger — Spuren ihres barbarischen Ursprungs an sich, welche aber nach und nach durch die Hand der Weisheit ausgeilgt werden können<sup>\*\*</sup>). Gewöhnlich haben bei Revolutionen solche Personen ihre Hände mit im Spiel, denen es um nichts weniger, als um das allgemeine Wohl zu thun ist. So lange sie selbst sich (auf Kosten Anderer) wohl befinden, überstimmen sie durch laute Schmeicheleien und hochtönende Lobpreisungen der Regenten die stillen Seufzer des gedrückten Volks, das selten Sprecher hat, weil es nicht mit Adels-Diplomen, mit allergnädigsten Handbilletts, mit goldnen Medaillen und fetten Pfründen lohnen kann. Diese Leute sind

\*) Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie, übersetzt von Garve. S. 282, 284.

\*\*\*) Amerika scheint hievon die erste Ausnahme zu machen. Einige kleinere Staaten und Freistädte, vornehmlich in Deutschland, gehören auch noch zu den glücklichen Ausnahmen, die aber ihr Glück keiner Revolution verdanken.

siad es, welche von einer fehlerhaften Regierungsform den meisten Vortheil ziehen und dieselbe aus allen Kräften unterstützen. Sie überreden die Regenten, willkürlich herrschen und über die Gesetze erhaben seyn, das sey der wesentliche Vorzug ihrer Würde, indem sie wohl wissen, daß unter einer solchen Regierung sie selbst, wenn sie mit der Macht und Autorität des Regenten bekleidet werden, am besten ihre Herrschaft und ihren Geiz befriedigen können. Glauben sie aber, von Seiten der Regierung in ihren vermeinten Rechten eingeschränkt zu seyn, so steht kein Thron so fest, den sie nicht zu erschüttern und umzustürzen wagen. Oft ist es ihnen auch gelungen; allein was gewann das Volk dadurch? Die Herren wurden geändert, die Herrschaft nicht.

Unter denen, die bei Staatsveränderungen von jeher eine wichtige Rolle spielten, zeichnen sich vornehmlich die Priester aus. Wir haben schon oben den Ursprung des Priesterthums angeführt und gesehen, wie die kindische Vorstellung ungebildeter Menschen von der Versöhnung der Gottheit durch Geschenke und Opfer die erste Veranlassung dazu gab. Als den Priestern dies Geschäft, die Götter zu gewinnen und zu versöhnen, ausschließlich übertragen worden war, so fanden sie bald, wie viel Vortheile sich hieraus ziehen ließen. Das Amt selbst, welches sie gleichsam zu Vermittlern zwischen der Gottheit und den übrigen Menschen machte, hüllte sie in einen Schein von Heiligkeit; man fing mit der Zeit an, sie als bessere Menschen zu betrachten, die allein würdig wären, sich der Gottheit zu nähern, u. s. w. Dies Vorurtheil benutzten sie trefflich; sie sonderten sich von dem gemeinen Haufen durch eine in die Augen fallende Kleidung und Lebensart ab, sie vermischten sich mit denselben nicht durch Heirathen, rühmten sich eines vertrauten Umgangs mit den Göttern und göttlicher Offenkunfts Natur. Anhang. D barum.

barungen und baueten nach gerade ein System von Lehren und Geheimnissen, wovon sie den Ungeweihten nur so viel entdeckten, als sie für gut hielten. Am meisten beförderte das unsichtbare Reich der Schatten, die Vorstellung vom Zustande nach dem Tode, ihre weit aussehenden Entwürfe. Hier hatten sie ein freies Feld zu dichten, denn Niemand konnte und durfte sie Lügen strafen; Götter hatten's ihnen offenbaret, wer wagte es, daran zu zweifeln? Himmel und Hölle wurden jetzt die einträglichsten Artikel ihres Lehrgebäudes, denn sie eigneten sich die Macht zu, beide nach Gefallen öffnen und schließen zu können, und nun war ihre Gewalt ohne Gränzen; selbst Könige erzitterten davor und beugten ihren Nacken unter das Joch der allmächtigen Priester, um nicht ewig verdammt zu werden. — Die bequeme Muße, die sie bei ihrem Amte hatten, setze sie in den Stand, die Natur zu studiren und sich mehr Kenntnisse zu erwerben, als Andre. Diese Kenntnisse hielten sie geheim und wachten eifersüchtig darüber, daß sie nicht gemein wurden. Sie wußten wohl, daß ihr Ansehen und ihre Gewalt nur auf der Unwissenheit der Uebrigen beruhe, daher waren sie von jeher Feinde des Lichts und der Aufklärung. Alle wichtigen Geschäfte, wozu Gelehrsamkeit und Bildung des Verstandes erfordert wird, vereinigten sich in dem Orden der Priester; sie waren Aerzte, Richter des Volks und Rathgeber der Fürsten. Ihre Geschicklichkeit, die sie in sichtbaren Dingen zeigten, vermehrte das Vertrauen zu ihrer Einsicht in das Unsichtbare. So wurden sie dem Volke, wie den Regenten, wichtig und ihr Einfluß entschied das Schicksal des Staats. Sie setzten Könige ein und ab und schwangen sich nicht selten selbst auf den Thron; ja in einigen Ländern errichteten sie eigne Reiche und machten Priester-Regiment zum Grundgesetz. Wer kennt nicht in dieser Hinsicht die Staatsverfassungen der alten Egypter, Chaldäer und Perser? das Hohepriestertum

der

## Der Mensch im gesellschaftlichen Zustande. 211

der Juden? die mehr als königliche Gewalt der Druiden bei den Celtischen Völkern, welche die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt in sich vereinigten?

Nirgends waren neben den Priestern auch Prediger, oder Religionslehrer, als bei den Juden. Diese, bekannt unter dem Namen der Propheten, eiferten unablässig gegen das Betragen der Priester und gegen die, alle Gerechtigkeit zerstörende Idee von der Gewinnung der Gottheit durch Opfer, wurden aber dafür von ihnen mit tödtlichem Haß verfolgt (Apost. Gesch. 7. B. 52). Endlich erschien Christus, der ihre schändlichen Grundsätze — nämlich willkürliche Auspendung der Seligkeit, als von Beobachtung äußerer Gebräuche abhängig, und eben so willkürliche Verstoßung in die Hölle, nebst ähnlichen Lehren — mit mehr Freimüthigkeit aufdeckte, als keiner der vorigen Propheten. Da er die gänzliche Vertilgung dieses, der Vervollkommnung des Menschengeschlechts so nachtheiligen Ordens zur Absicht hatte, so war es ihm auch hauptsächlich darum zu thun, die Grundlage des Priestertums, die Lehre von der Versöhnung einer erzürnten Gottheit durch Opfer nieder zu reißen, und statt der lichtscheuen Priester, aufklärende Prediger seiner würdigern Religionslehren einzuführen. Jenes suchte er dadurch zu bewirken, daß er sich selbst, als das vollkommenste und letzte Opfer, welches zur Versöhnung Gottes nöthig wäre, vorstellte, indem er seinen Tod vortrug; dieses, durch Unterricht und Mittheilung seines erhabnen Plans an einige menschenfreundliche Männer, die er zu Lehrern einwelhete und ihnen die weitere Ausbreitung seiner Religion dringend anempfahl. Allein der alte Sauersteig, die Vorstellung von der Nothwendigkeit der Opfer und anderer Cerimonien zur Seligkeit — eine Vorstellung, welche der natürlichen Abneigung des Menschen, sein Herz selbst zu bessern, so günstig ist — blieb noch hin und wieder,



der, und die schlauen Priester wußten sie sogar auf die neue christliche Lehre geschickt einzupfropfen. Vergebens warnten die Apostel das schon für das Christenthum gewonnene Volk, sich nicht wiederum in das knechtische Joch (der Priester) fangen zu lassen (Ep. an die Galater, Kap. 5, V. 1.); vergebens riefen sie ihm zu: Werdet nicht der Menschen Knechte \*)! Die Priester siegten; unermüdet arbeiteten sie daran, das Volk wieder in Aberglauben und Finsterniß, wobei sie selbst sich so wohl befunden hatten, zurück zu führen, und da sie in diesen menschenfeindlichen Bemühungen von den meisten Regenten unterstützt wurden — denn Despotismus und Prießthum waren von jeher immer getreue Bundesgenossen (N. Deutsch. Merkur, Jahrg. 93. St. 1. S. 17.); so war es nicht zu verwundern, daß sie ihren Zweck vollkommen erreichten. Mitten unter den Christen erwuchs also ein hierarchisches Ungeheuer und hob sein stolzes Haupt empor, wie unter den Juden und Heiden, und wenn die europäischen Priester es noch nicht so weit gebracht haben, wie St. Heiligkeit in Tibet, so liegt es wahrlich nicht an ihrem guten Willen. Ich sage jetzt nichts von der beständigen Thätigkeit derselben zur Erhaltung des Reichs der Finsterniß, von ihrer Einmischung in Staatsangelegenheiten und Welthandel, von ihrem Einfluß auf Revolutionen u. d. m.; das alles ist weltkundig und liegt am Tage. Hier war es genug zu zeigen, welche Hindernisse von diesem immer wirksamen Orden der Verehrung des Menschengeschlechts entgegengesetzt werden.

Wir gingen von der Frage aus, welches die beste, d. i. zweckmäßigste Regierungsform sey. Die meisten Stimmen  
ent.

\*) Ueber diesen Text (1. Corinth. 7, 23) lese man die herrliche Predigt von S. Nikofer.

entscheiden für die erbliche Monarchie und ich trage kein Bedenken, dieser Entscheidung unter gewissen Voraussetzungen beizutreten. Jedoch haben zwei Monarchen, wovon der eine sogar uneingeschränkter Despot war, eben nicht sehr günstige Urtheile über diese Form geäußert. „Was die eigentliche monarchische Regierungsform betrifft, so ist sie die schlimmste, oder die beste von allen, je nachdem sie verwaltet wird.“ — „Die schlechte Verwaltung der monarchischen Regierungsform rührt von mehreren verschiedenen Ursachen her, die ihre Quelle im Charakter des Regenten haben.“ *Hinterl. Werke Friedrichs II. sechst. B. S. 56 und 57.* — „Und mich verdroß alle meine Arbeit, die ich unter der Sonne hatte, daß ich dieselbe einem Menschen lassen mußte, der nach mir (Adnig) seyn sollte. Denn wer weiß, ob er weise, oder toll seyn wird? und soll doch herrschen in aller meiner Arbeit, die ich weislich gethan habe unter der Sonne.“ *Pred. Salom. Kap. 2, W. 18. 19.*

Was kann man dagegen sagen? Die Erfahrung bestätigt es leider, daß ein unfähiger und unweiser Regent in kurzer Zeit alles Gute wieder einreißt, was vor ihm mühsam gebauet war, und — was noch betrübter ist — es gibt nach dem natürlichen Lauf der Dinge mehr unweise, als weise Regenten. Ein gutes Herz ist zwar eine sehr schätzbare und auch nothwendige Eigenschaft eines Regenten; aber ohne einen aufgeklärten Verstand wird es dem Wohl des Landes gefährlich. Schlaue, in der Verstellungskunst geübte Böfewichter bemächtigen sich desselben und mißbrauchen es zu ihren schändlichen Absichten. Wenn man bedenkt, wie schwer es schon im Privatstande ist, durch Bildung des Verstandes und Herzens ein guter Mensch zu werden; so kann man leicht begreifen, daß diese Schwierigkeit bei einem Regenten noch ungleich größer seyn muß, weil

mehrere von denen, die ihn umgeben, sich auf alle Weise bemühen, seinen Charakter zu verderben.

Ist aber nun darum die republikanische Regierungsform besser, welche die Gewalt unter Mehrere vertheilt? Die Geschichte verneint, nach der bisherigen Erfahrung, diese Frage. Alle die verschiedenen Formen, welche man nach und nach eingeführt hat, haben ihre Mängel, und es ist nichts Vollkommnes hier, so wie überall, zu erwarten. Allein diese Betrachtung soll uns nicht niederschlagen, sie darf uns nicht abhalten, nach dem Bessern zu streben, wenn wir auch das Beste nie erreichen können. Der Grundsatz einiger Regierungen, nach welchem sie glauben, daß die vor Jahrhunderten gewählte Form und Einrichtung stets unverändert beibehalten werden müsse, ist die Quelle gewaltsamer Revolutionen. Eine Staatsverfassung kann nur so lange bestehen, als die Nation — der größere oder stärkere Theil derselben — es will; und sie wird es so lange wollen, als sie sich glücklich, oder auch nur erträglich dabei befindet. Ein noch ungebildetes Volk erträgt eine fehlerhafte Staats-einrichtung leichter, als eine kultivirte Nation; ja, eine Verfassung, welche der letztern angemessen ist, paßt nicht einmal für die erstere. Der Charakter eines Volks und der Charakter der Regierung wirken gegenseitig auf einander, wie Leib und Seele. Aber wenn der Despotismus aus rohen unschlächtigen Naturmenschen gehorsame Skaven macht; so bleiben sie nicht immer dieselben, sondern es bildet sich — wiewol unmerklich und langsam und Anfangs nur in einigen feinem Seelen — eine edlere freiere Denk-art. Diese Veränderung, die keines Menschen Macht ganz aufhalten kann, macht auch eine allmähliche Veränderung der Staatsverfassung, nothwendig. Hält diese mit jener nicht gleichen Schritt, so erfolgt endlich, was in diesem Fall nach den Gesetzen der Natur erfolgen muß, eine

pldg.

plötzliche Umstürzung. Diese Wahrheit, welche die Geschichte aller Reiche lehrt, empfand Friedrich II. so lebhaft, daß er die Revolutionen zu den unvermeidlichen Begebenheiten zählt, die mit in den Plan der Natur gehören. Unvermeidlich sind sie jedoch wol nur, wie Kriege und viele andre Uebel, durch eigne Schuld der Menschen, denn wenn die Ursachen derselben gehoben werden, so müssen sie selbst, als die Wirkungen, auch wegfallen. Und diese Ursachen lassen sich leicht entdecken, wenn man die Geschichte zu Rathe zieht.

Der Grund des Uebels, welches viele bürgerliche Gesellschaften drückt und Revolutionen herbeiführt, liegt nämlich in dem Mangel guter Gesetze, denen alle Mitglieder ohne Unterschied gehorchen müssen. Je mehr in einem Staate der Willkühr und der Gewalt überlassen ist; desto schlechter ist seine Verfassung und so im Gegentheil, die Form mag übrigens monarchisch, oder republikanisch seyn. Unglücklicherweise haben die Völker, welche sich eine bessere Staatsverfassung zu geben gedachten, mehrentheils nur die Form geändert. Allein diese (den Despotismus ausgenommen, der hier gar nicht in Betrachtung kommt) ist ziemlich gleichgültig und man kann, meines Erachtens, den Streit über die beste Regierungsform ganz bei Seite setzen. Wir haben uneingeschränkte Monarchien, die zu Zeiten nach den vortreflichsten Grundsätzen regiert werden, wie z. B. Dänemark in unsern Tagen sich diesen Ruhm erwirbt; aber wer steht dafür, daß nicht in der Folge einmal die Scene sich wieder ändert? Und so ruhet denn das Glück einer ganzen Nation auf sehr schwachen Stützen. Soll sie aber darum die Regierungsform umstürzen und eine andre, eine aristokratische, oder demokratische, einführen? Davor warnen sie alte und neue Beispiele von Aristokratien und Demo-

kratrien, in welchen der Geist des Despotismus oft ärger wüthet, als in Monarchien. Nein! es bedarf keiner gewaltsamen Revolution, keiner gänzlichen Umkehrung aller bürgerlichen Ordnung, um das Glück der Völker fest zu gründen und von dem Leben einzelner Personen unabhängig zu machen. Menschen sind sterblich, aber das menschliche Geschlecht ist unsterblich, sagt Vater Homer. Die guten Regenten, deren Deutschland jetzt mehrere zählt, werden dies bedenken, und das glückliche Loos ihrer Mitbürger, welches sie unter ihrem sanften Hirtenstabe genießen, durch Einführung heiliger Gesetze sichern, die keiner ihrer Nachfolger, oder vielmehr ihrer bösen Rathgeber, ungeahndet antastet und durch willkürliche Befehle umstoßen darf. Willkürliche Gewalt blendet zwar, aber frommet nie; sie ist ein scharfes zweischneidiges Schwert, womit sich der, welcher es nicht recht geschickt zu führen weiß, selbst tödtlich verwundet. Hätte Ludwig XV. dies gefährliche Schwert bei seinem Leben zerbrochen und in den tiefsten Abgrund geworfen, sein unglücklicher Enkel säße noch auf dem Throne seiner Väter in Frieden. Böse Rathgeber sind es, wie die, denen Nebucheam zu seinem Schaden geborchte (1. B. der Könige, K. 2.), welche das Gegentheil um ihres schändlichen Eigennutzes willen sagen, denn sie haben den größten Vortheil von der willkürlichen Gewalt, und der, unter dessen Namen sie ausgeübt wird, labet den meisten Haß auf sich. Ein Gesetzbuch, wie das preussische, von der Nation selbst anerkannt und gebilligt, das ist das einzige Mittel, welches Staatsverfassungen und das Wohl der Bürger auf einen festen Fuß stellen kann.

Da wir oben den Ursprung und den eigentlichen Zweck der bürgerlichen Gesellschaften kennen gelernt haben, so wird es nicht schwer seyn, zu entscheiden, welche Staatsverfassung gut sey, d. i. welche dem Zweck ihrer ursprünglichen Errichtung nahe komme. Die natürliche Ungleichheit der Menschen an Kräften des Leibes und der Seele war eine der ersten Ursachen dieser Vereinigung; der Stärkere sollte nicht mehr den Schwächeren und der Listige den Einfältigen unterdrücken, folglich sollte der Mißbrauch der natürlichen Ungleichheit durch Gesetze einer bürgerlichen Gleichheit verhindert werden. In dem Staate selbst entsprang aus der Einrichtung desselben eine nothwendige und unabänderliche Ungleichheit des Standes und des Vermögens. Auch von dieser nothwendigen Ungleichheit sollten Gesetze den Mißbrauch verhüten. Wenn also Jemand seine Stärke, seine Geistesfähigkeit, oder die Gewalt, welche ihm Stand und Vermögen geben, zum Schaden und zur Unterdrückung Andern anwendet, so muß das Gesetz der Gleichheit dem Unterdrückten gegen den Unterdrücker beistehn. Begünstigt nun aber eine Staatsverfassung mittelbar, oder unmittelbar einen solchen Mißbrauch der Ungleichheit, so ist sie schlecht und kann nicht von langer Dauer seyn. Denn Sicherheit des Lebens und des Eigenthums gegen Gewaltthätigkeiten ist die Grundlage jedes wohlgeordneten Staates.

Bei einer guten Staatsverfassung muß Jeder, der arbeiten kann und will, sich sein hinreichendes Auskommen erwerben können. Wenn dies auch keine ausdrückliche Bedingung der Mitglieder, die sich anfangs in eine Gesellschaft vereinigten, gewesen ist, so fließt es doch ganz natürlich aus dem Begriff eines Staates, welchen man überhaupt in der Absicht errichtet hat, um in demselben ein leichteres und angenehmeres Daseyn zu genießen, als

man außer demselben haben kann. Es ist dies allerdings eine der schwersten, aber auch eine der nothwendigsten Pflichten des Staats, dafür zu sorgen, daß alle Mitglieder sich physisch wohl befinden können, denn ohne physisches Wohlsyn ist Vorebung der Menschen, natur unmdglich. Eine zahlreiche Klasse von Menschen lebt aber fast in den meisten Staaten so kümmerlich, daß sie bei aller Austrengung und Arbeit, ihres Daseyns nicht froh wird. Kaum ist ein Einzelner im Stande, sich selbst die ersten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, geschweige daß er damit eine Familie sollte versorgen können, und doch gehört auch die Ehe mit zu einem angenehmen Lebensgenuß, worauf ein Jeder Anspruch zu machen berechtigt ist \*). Was soll und kann nun aber der Staat dabei thun? — Es würde ein eignes Buch nöthig seyn, wenn man diese Materie ausführen wollte (welches auch schon von andern gründlich geschehen ist); hier also nur die Hauptpunkte: Billige Auflagen, gerechte Verteilung derselben und Beförderung der Industrie, wodurch Verneh-

rung

\*) In dem Kriegsglement eines gewissen christlichen Staats wird den gemeinen Soldaten das Heirathen geradehin untersagt, zugleich aber auch jede Ausschweifung unter Androhung schwerer Strafe verboten. Welche Gesetzgebung! — Die ärmern Volksklassen, die nicht in Diensten Andrei sehn, dürfen nun zwar wol heirathen; allein bei Vielen ist von dem Zeitpunkte an, da mehrere Früchte der ehelichen Liebe erscheinen, alle Freude des Lebens dahin, und der Tag der Ankunft eines jungen Weltbürgers ist ihnen oft ein Tag des Trauens und Wehklagens. Der menschenfreundliche Arzt, Hofrath Jung, erzählt in einem Stücke des Volkslehrers (einer von ihm ehemals herausgegebenen Monatschrift), daß er bei seiner Praxi in den Gegenden des Rheins vielfältig die Erfahrung gemacht habe, daß Eheleute wegen großer Armut die Fruchtbarkeit der Ehe absichtlich, zum Ruin ihrer Gesundheit, verhindert hätten!

rung der Volksmenge einem Lande erst wohlthätig wird.  
 „Die gleiche Vertheilung der Auflagen ist so nothwendig,  
 daß es ein unverzeiblicher Fehler seyn würde, wenn die  
 schlechte Vertheilung der Abgaben den Ackerbauer von seiner  
 Landarbeit abschreckte; dieser muß vielmehr nach Befreiung  
 seiner Lasten, noch mit seiner Familie in gewissem Wohlstande  
 leben können.“ Hinterl. W. Friedrichs II. sechsst. B. S. 67. Wie es mit dieser gleichen,  
 dem Vermögen der Einzelnen angemessenen Vertheilung in  
 manchen Ländern steht, ist bekannt. Unglaublich ist die  
 Verblendung einiger Leute, die hiebei interessirt sind, wenn  
 es darauf ankommt, ein richtiges Urtheil darüber zu  
 fällen. In dieser Hinsicht war mir eine Stelle in der Ber-  
 liner Monatschrift (Febr. 93. S. 189. Anmerk.) merk-  
 würdig, wo zu dem — freilich auch nicht ganz billigen —  
 Vorschlage des Cambon, daß nur die Reichen zu den Staats-  
 lasten beisteuern, die arbeitssame und dürftige (jezt regieren-  
 de) Klasse aber ganz davon befreiet seyn soll, folgende Note  
 gemacht wird: Alles soll unter der Verwaltung derjenigen  
 Menschen stehen, welche nichts zahlen!! Der, welcher  
 diese Note schrieb, bedachte in dem Augenblick nicht, daß  
 ja eben dies gegenwärtig auch in allen — so viel ich  
 weiß — Despotien, Monarchien und Republiken der Fall  
 ist; Alles steht ja unter der Verwaltung derjenigen, wel-  
 che nichts, oder vergleichungsweise so viel als nichts,  
 zahlen! —

In Betracht der Bevölkerung galt sonst die Staats-  
 maxime: je mehr Volk ein Land hat, desto mächtiger,  
 desto glücklicher ist es. Die Regierung muß also dahin se-  
 hen, daß die Bevölkerung immer höher steigt. Wenn dies  
 letztere so viel heißt, als: sie muß dahin sehen, daß sich recht  
 viel Menschen im Lande nähren und wohl befinden kön-  
 nen; so ist es eine sehr weise und menschenfreundliche Maxi-  
 me.



me. Denn ein starker Bienenschwarm ist weit munterer, thätiger und — was die Hauptsache für den Besitzer ist — bringt mehr ein, als ein schwacher. Offenbar hat ein volkreiches Land, dessen Bewohner alle, so weit dies von äußern Umständen abhängt, physisch glücklich sind, einen großen Vorzug vor einem volkarmen Lande. Allein diese Sorge für das Wohlfeyn der Menge scheint in einigen Staaten der geringste Kummer der Regierungen zu seyn. Vermehrung der Menschen ist ihnen Vermehrung der Staats-einkünfte, und selbst der Bettler erhöht wenigstens den Ertrag der Ackerse; viel Menschen geben viel Soldaten, und viel Soldaten bringen auch Geld, denn u. s. w.; je mehr Menschen, desto wohlfeiler kann man sie haben, desto tiefer kann man sie erniedrigen und für eine Kleinigkeit viele und wichtige Dienste von ihnen erzwingen. So philosophirt die falsche Politik, deswegen begünstigt man — obgleich zuweilen auf eine sehr verkehrte Art — die Bevölkerung, deswegen verbietet und erschwert man die Auswanderungen der armen Unglücklichen, die sich einen bessern Wohnsitz suchen wollen. Alle dergleichen schädliche Maximen entspringen aus dem Vorurtheil, wovon man sich nicht losmachen kann, oder wonach man wenigstens handelt, als ob die Menschen um des Staats willen, als ob sie ein Eigenthum der Regenten wären. In der That werden sie auch noch jetzt häufig so angesehen und behandelt; man verkauft, verschenkt, vertauscht und vererbt sie nach Gefallen. Wer weiß nicht, daß in Pohlen und Rußland der Werth der Güter allgemein und öffentlich nach der Zahl der Bauern taxirt wird, indem man jeden Bauer jährlich ungefähr zu vier bis fünf Rubel anschlägt, so wie wir den Ertrag einer Kuh, eines Ochsen &c. zu berechnen pflegen? Daher liest man öfters in den Zeitungen: Ih. Majestät die Kaiserin, haben dem General N. N. für seine wichtigen Dienste so und so viel tausend Bauern zu schenken geruhet. Und in Pohlen verspielt und

vers

vertrinkt der Edelmann seine Bauern, wenn er kein baares Geld mehr hat, ja, von einem Magnaten, der ein Liebhaber der Jagd war, erzählt man, daß er einst eine Koppel Bauern für eine Koppel schöner Jagdhunde vertauscht habe.

Wenn es anderswo feiner hergeht, als in jenen bairischen Reichen, so ist es im Grunde nicht allemal besser. In Böhmen that man vor etlichen Jahren den ökonomischen Vorschlag, statt der Ochsen und Pferde, ganz allein Menschen zur Bestellung der Aecker zu gebrauchen, weil diese nicht so viel kosteten, als jene. Der Versuch wurde wirklich von einem Gutsbesitzer gemacht. Da dieser aber fand, daß eine Anzahl Menschen nicht so viel arbeiten könne, als eine gleiche Anzahl Ochsen oder Pferde, und also kein Profit bei diesem Wechsel sey, so unterblieb diese wichtige ökonomische Reform. Seht da die Folgen des Ueberflusses an Menschen und des Mangels an Nahrungsquellen für dieselben! An sich betrachtet kann der Fall einer Uebervölkerung da nicht leicht eintreten, wo Jukundisirie genug herrscht, und die Volksmenge bleibt ein sicherer Maassstab der Kultur und der Güte der Staatsverfassung. Aber wenn in einem Lande eine beträchtliche Menge Menschen durch Arbeit kaum die nothwendigsten Bedürfnisse erringen kann, so entstehen die nämlichen Folgen, welche die wahre Uebervölkerung nach sich zieht: Auswanderungen, oder immer tieferes Herabstinken dieser Elenden zur thierischen Gleichgültigkeit gegen Menschenwürde. Um ihr unglückliches Leben von einem Tage zum andern zu fristen, verachten sie nicht, sich den Thieren gleich setzen zu lassen, über welche sie doch Herren seyn sollten; sie lassen sich mit dem Zugvieh zusammenjochen und ziehen mit diesem gemeinschaftlich (wie z. B. in Tyrol) belastete Wagen. Ist es erst so weit gekommen, so scheint es freilich Großmuth und Menschenliebe, wenn man Arbeit-

ten, die durch Thiere, oder Maschinen geschehen können, von seinen dürftigen Mitbrüdern thun läßt. Allein der wahre Vortheil des Staats, so wie das Beste der Menschheit erfordern es, daß Menschenkräfte auf eine würdigere Art benützt werden. Jeder gute Oekonom sorgt jetzt für die Veredelung seiner Hansthier, und er findet, daß wenige und gute ihm mehr Nutzen bringen, als viele und schlechte. So auch veredelte Menschen; sie sind nicht nur selbst glücklicher, sondern sie können auch besser gebraucht werden, als jene zum Vieh herabgewürdigten Sklaven. Alles, was durch Thiere und Maschinen eben so gut verrichtet werden kann, als durch Menschen, das soll auch durch jene und nicht durch diese geschehen. In alten Zeiten wurde das Getreide mühsam von Menschenhänden gemahlen; jetzt haben wir Wind und Wasser zu diesem Dienst. Wollten wir die erstere Methode wieder einführen, so würden zwar mehr Menschen von diesem Nahrungszyweige leben können, als jetzt; aber wäre es auch Gewinn für die Menschheit? wäre es auch nur von der ökonomischen Seite betrachtet, rathsam? Und doch hörte man vor nicht gar langer Zeit noch dieselben Klagen über die Erfindung und den Gebrauch nützlicher Maschinen, daß sie eine Menge Menschen außer Brod setzten und die Bevölkerung hinderten. Diese Klagen sind ungegründet, wie die Erfahrung lehrt. Man denke nur an die so stark bevölkerten Gegenden in den Herzogthümern Füllich und Berg, wo Maschinen befindlich sind, die vielleicht außer England nicht angetroffen werden, z. B. in Elberfeld die Schnürband-fabrik, welche blos durch zwei Mägde besorgt wird und stündlich tausend Ellen Schnürband webt. —

Einen andern scheinbaren Einwurf wider die Möglichkeit, daß sich alle in einem Staate physisch wohl befinden können, nimmt man von der Nothwendigkeit der  
 Ja

Fabriken und Manufakturen und von der Concurrenz der Handelswaaren her Eine Fabrik, sagt man, kann nur bei wohlfeilen Preisen der Waaren bestehen; sie kann aber die Waaren nicht wohlfeil liefern, wenn sie nicht Menschen hat, die für einen geringen Lohn arbeiten, Menschen arbeiten nur dann für einen geringen Lohn, wenn die Noth sie dazu treibt, folglich u. s. w. Mit ähnlichen Gründen bewies man auch die Nothwendigkeit des Sklavenhandels, und doch fängt man nunmehr an, die Schändlichkeit desselben einzusehen und zu verabscheuen und ihn entbehrlich zu finden. So wird auch gewiß eine Zeit kommen, wo jenes Raisonnement allgemein für leicht anerkannt, und als die Menschheit entehrend verworfen werden wird. Als dann wird man auch die geringsten Dienste, die ein Mensch verrichtet, so lohnen, daß er nicht nur leben, sondern auch seines Lebens froh werden kann. So wie die Noth die Armen jetzt zwingt, sich für ein Spottgeld zu allem gebrauchen zu lassen; so muß die Noth sie wiederum zwingen, ihre Fähigkeiten besser, wie bisher, auszubilden und mit ihren Kräften besser zu wuchern und dies wird geschehen, wenn man ihrer zu so viel niedrigen Verrichtungen nicht mehr bedarf. Was soll z. B. der Drescher thun, wenn die Dreschmaschinen eben so allgemein, wie die Wind- und Wassermühlen eingeführt sind? oder die Spinnerinnen, wenn Spinnmaschinen gemein werden?

Endlich ist es auch noch ein Kennzeichen einer guten Staatsverfassung, wenn Meinungen frei und öffentlich geäußert, und nur mit Gründen bestritten werden dürfen. Ein Staat, der nach falschen Grundsätzen regiert wird, und dessen Verweser kein gutes Gewissen haben, nur ein solcher Staat hat Ursach, die öffentlichen Meinungen zu fürchten und die Äußerung derselben einem Zwange zu unterwerfen. „Wenn man bis zu dem Ursprung der Gesellschaft